

Du könntest Walgesänge üben

Dominik Steiner

"Hey."

"Hey."

Wir begrüßen uns einsilbig. Vielleicht weil wir schüchtern sind. Vielleicht, weil es sich seltsam anfühlt, hinter den Masken zu sprechen.

Während der Quarantäne habe ich viel gelesen. Ich habe mehr gegessen als ich kochen konnte und ich habe getindert. So habe ich Julie kennengelernt. Ein paar Tage haben wir geschrieben. Dann wollten wir reden. Und wir wollten uns treffen. Trotz allem. Oder genau deswegen.

Jetzt sehen wir uns zum ersten Mal in echt. So echt, wie das eben grade geht. Julie trägt eine Stoffmaske über Mund und Nase. Wir stehen fast zwei Meter auseinander. Ich sehe, dass ihre Stirn und ihre Augen noch schöner sind, als auf ihren Bildern. Ich mag ihre Stimme, auch wenn es nur ein "Hey" hinter einem dichten Stoff ist, das ich von ihr höre. Ich mag auch Julies Bewegungen, obwohl ich jetzt keine einzige mehr sehe. Wir stehen einfach da. Wie allein gelassen. Hätten wir uns zur Begrüßung umarmt, es hätte niemand bemerkt. Wir haben uns nicht einmal die Hand gegeben. Julie hat ihre Hände in den Hosentaschen. Ich frage mich, ob das am Virus liegt, oder an mir.

"Schön dich zu sehen", sage ich, bevor ich weiter grübeln kann.

"Ja, schön dass es geklappt hat."

"Bist du noch oft draußen?"

"Nein", sagt sie. "Fühlt sich an, als wäre ich jetzt schon ziemlich weit weg von daheim."

"Wohnst du außerhalb?"

"10 Minuten zu Fuß von hier."

"Schräg, wie schnell sich das verändert hat."

“Ja, schräg.”

“Gehen wir ein paar Meter?”

“Klar, gern.”

Wir gehen nebeneinander. Unser Sicherheitsabstand hält sich hartnäckig, als hätte ihn jemand in unseren Weg betoniert. Ich sehne mich nach einer zufälligen Berührung, nach einer wirklichen Geste. Julie ist jetzt da. Sie ist tatsächlich da. Aber da ist kein öffentlicher Raum mehr, in dem sie mir das zeigen kann. Wir haben uns im Netz kennengelernt. Jetzt ist da ein anderes Netz zwischen uns: unser Mundschutz. Eine Netzwelt, in der wir leben. Ich frage mich, ob wir uns im Internet näher waren. Aber wir kennen uns ja noch gar nicht. Vielleicht sind wir uns ja schon viel näher und ich bemerke es nur nicht. Ich darf nicht so viel grübeln, denke ich. Ich drehe mich zu Julie. Sie ist so versteckt hinter der Maske, in ihrer viel zu warmen Kleidung. Ich wäre wohl ein Eindringling, wenn ich jetzt was sage. Wenn ich ganz leicht zur anderen Seite schaue, kann ich Julie schon nicht mehr sehen. Die Distanz geht auch von mir aus, denke ich. Ich will mich zeigen, einfach nur für ein kurzes Lächeln. Aber meine Maske abzunehmen kommt mir so indiskret vor, als würde ich die Hose herunter lassen. Wir müssen einfach viel mehr reden, denke ich.

“Normalerweise hätte ich schon längst gesagt, wie gut du aussiehst”, sage ich, lauter als notwendig. Jetzt schauen wir uns an. Wir halten Blickkontakt, so lange, bis er stark genug ist, um ein sanftes Lächeln zu ersetzen. Zumindest stelle ich mir das vor.

“Normalerweise? Triffst du so viele Leute, dass daten schon wieder normal für dich ist”, fragt sie. Ich glaube, sie meint das ironisch. Ich lausche ihrer Stimme nach. Ich sehe ihr in die Augen. Wenn ich doch auch ihre Mundwinkel sehen könnte.

“Ich hab' seit ein paar Tagen mit niemandem geredet”, sage ich.

“Ach deshalb”, sagt sie. Wieder wittere ich Ironie.

“Deshalb was?”

“Du redest ziemlich laut.”

“Sorry.”

“Kein Problem. Stört mich nicht. Ist mir nur aufgefallen”, sagt sie.

“Vielleicht ist das einfach meine Kneipenlautstärke.”

Wieder ihr Blick. Ohne Ironie, dafür auf eine Art zustimmend, die mich wärmt. “Wenn keine Kneipe mehr offen hat, kann man zumindest noch reden, als wäre man in einer, hm?”

„Ich glaube, echter Kneipensound ist grade so selten zu hören wie Walgesänge.“

„Stört dich das?“

„Sehr.“

“Du könntest Walgesänge üben.”

“Ja, das ist leichter, als Bier zu bestellen.”

“Ist das alles was sich in deiner Welt geändert hat?”

“Ich weiß es nicht. Ich hab meine Welt einfach abgegeben. Ich kann's dir sagen, wenn ich sie wiederhabe.”

“Ich will mich da gar nicht so reinsteigern”, sagt sie. “Ich glaube, uns geht's gut.”

Ich denke: alles was ich mir über Menschen vorstelle, denen es gut geht, sieht anders aus, als wir. Und ich sage: “Ja, uns geht's gut”, weil ich will, dass sie Recht hat.

Wir sitzen am Main. Ab und zu sehen wir Leute auf der Alten Mainbrücke. Sie sehen aus wie wir. Sie tragen die gleichen Masken. Sie halten den selben Abstand. Alle sind zu zweit unterwegs. Ich denke: das ist nicht neu, dass sich alle ähnlich sehen: sie hatten auch vorher schon die gleichen Frisuren, die gleiche Kleidung. Als wollten alle die selbe Person beeindrucken. Jetzt sieht es zum ersten Mal so aus, als ob das gelingen könnte. Jetzt ist da ein neuer Trend, der mich gleichzeitig beunruhigt und tröstet: er steht uns allen gleich schlecht.

“Eigentlich könntest du auch jemand ganz anderes sein”, sage ich zu Julie und zupfe am Gras, weil da sonst nichts ist, womit ich meine nervösen Hände beruhigen könnte.

“Bin ich so leicht austauschbar für dich”, fragt sie. Sie sieht mich streng an. Ich verliere sie, denke ich. Ihre Augen sind auch bald eine Maske, wenn ich weiter so sinnlose Dinge sage.

“Du bist nicht austauschbar für mich”, sage ich “Ich frage mich einfach, wie ich jetzt noch wen erkennen soll.”

“Würdest du mich wieder erkennen, wenn wir uns zufällig auf der Straße begegnen?”

“Wenn ich dir ein paar Sekunden tief in die Augen schauen dürfte, dann schon.”

“Darfst du.”

“Aber wann begegnen wir uns schonmal zufällig?”

“Schau mir einfach jetzt in die Augen und merk dir, was du siehst.”

“Findest du es aufdringlich, wenn ich dein ganzes Gesicht sehen will?”

Sie senkt den Kopf. Sie denkt nach. Diese Frage. Sie klingt wie aus einer geheimen, neurotischen Welt. Hoffentlich sieht sie nicht, dass ich mich dafür schäme. Natürlich sieht sie es. Als ob mich meine Maske vor sowas schützen könnte.

Sie hebt ihren Kopf.

“Nein”, sagt sie. “Ich will dich auch gern sehen.”

Sie greift nach ihrer Maske. Sie berührt sie wie einen Fremdkörper. Als sie die Maske ins Gras legt, ist ihre Bewegung natürlich. Jetzt sehe ich sie. Jetzt ist es da: das ironische Lächeln. Deplatziert und wunderschön. Ich greife nach meiner Maske. Ich streife sie ab und lege sie auch ins Gras. Wir sehen uns einfach an, als würden wir uns an etwas verbotenem berauschen. Dann sehe ich wieder zu unseren Masken. Sie liegen so unterschiedlich da, als könnte sie niemand mehr verwechseln. Ich denke: wir sind nicht alleine in dieser geheimen, neurotischen Welt.

Dominik Steiner, geboren 1981, lebt in Nürnberg als Redakteur und Autor. Er kennt Würzburg von Besuchen bei Freunden, Konzerten im Posthof und durch die Online-Veranstaltungen der Lesebühne Infinite Monkey. Die Stadt ist ihm ein inspirierendes Ausflugsziel. "Würzburg war für mich immer der ideale Ort, in dem Literatur passieren kann. Es könnte Schauplatz einer urbanen Geschichte sein, genauso authentisch könnte aber auch die Idylle und Enge eines kleineren Ortes thematisiert werden. Würzburg ist in meiner Wahrnehmung auch eine sehr dynamische Stadt, geprägt vom Main und vom Hauptbahnhof. Beides verleiht der Stadt eine permanente Energie. Genauso wie das studentische Leben."